

FRANCESCA EKWUYASI



Roman

## PROLOG

*Wir sind Brüderschwestern.*

*Hier in der Zwischenwelt sind wir eins, unsterblich. Wir bewegen uns regelmäßig in das Reich der Körperlichkeit, nur weil wir müssen. So wie die Gezeiten und der Sonnenaufgang dem Rhythmus bestimmter Kräfte unterliegen, kehren auch wir wieder, weil wir müssen.*

*Jedes »Ich« ist nur eine temporäre, notwendige Abweichung. »Ich«, »Mein« – so eine einsame Reise! Wir teilen uns nur in einzelne Ichs und Meins, markieren sie, wenn wir uns im Reich der Körperlichkeit befinden, wenn wir atmen und einen Körper annehmen. Weil wir müssen.*

*Aber wir kehren immer zum Wir zurück, verstehst du? Wir müssen.*

*Wir singen es den Ichs ins Gedächtnis. Singend holen wir sie zurück, wenn die Zeit gekommen ist. Wir singen, damit sie die Tür finden.*

*Der Tod ist nur eine Tür.*

*Wir sind Ogbanje.*



InterKontinental

1

**BUTTER**

## KAMBIRINACHI

Wenn du Kambirinachi fragst, wird sie es dir so erzählen:

Es gab einen Geist, ein Kind, das zuerst nicht geboren werden wollte. Als es dann aber zur Welt kam, fand es das Leben langweilig. Deshalb begann es, zwischen den Welten hin und her zu wechseln. Es ergab sich der abscheulich-chaotischen Angelegenheit des Geborenwerdens. Das Mädchen gelangte in das Reich der Körperlichkeit, nur um das Leben dann leichtfertig, ganz plötzlich wieder loszulassen wie eine unangenehme Last. Der Tod ist nur eine Tür, und das Sterben fiel ihr leicht. Sie hörte einfach auf zu atmen. Das war ihr Wesen. Die furchtbaren Geschichten über böartige, besessene Kinder, Ogbanjes, sind nicht wahr, sie verzerren alles. Sie wollte ihrer Mutter kein Elend bereiten, sie war einfach nur rastlos. So war sie eben.

Vor der letzten Geburt versuchte die Mutter dafür zu sorgen, dass das Kind blieb. Sie kennzeichnete es mit einer glühenden Rasierklinge, genau wie der Babalawo es ihr gesagt hatte. Die drei tiefen Schnitte im Nacken, direkt unter dem Haaransatz, rieb sie mit einer braunen Paste ein, die brannte und brannte. All das tat sie, um die Ogbanje an ihren Körper zu binden. Sollte es nicht klappen, würde sie ihr Kind wenigstens erkennen, falls es sich entschied, wiedergeboren zu werden.

Natürlich starb das Kind.

Und dann kam sie wieder. Vielleicht hatte sie Mitleid mit der Frau oder der vorhersehbare Rhythmus dieser Existenz langweilte sie, jedenfalls entschied sie sich, dieses Mal zu bleiben. Die drei

geraden Narben zeigten der Frau, ihrer Mutter, dass es sich um dasselbe Kind handelte. Es konnte auch ein Zufall sein – vielleicht hatte ihre Schwiegermutter (die sie für arrogant hielt und noch nie gemocht hatte) das Kind auch heimlich markiert, um sie zu quälen.

Doch für Kambirinachi war das Leben ein tobender Sturzbach, hin- und hergerissen zwischen dem unerträglichen Elend, auf unbestimmte Zeit in diesem Lebens-Körper zu sein, und dem Rausch dieser Stofflichkeit des Lebens. In friedlichen Zeiten schmeckte das Leben köstlich, aber für Kambirinachis Mutter war der größte Teil ihrer Kindheit ein Albtraum. Nachdem ihr Körper sie fast zwanzig Jahre lang betrogen hatte, war Ikenna erschöpft und härter geworden. Oder wie andere es ausdrücken würden: nachdem ein Ogbanje sie fast zwei Jahrzehnte lang geplagt hatte – mit drei späten Fehlgeburten, einer Totgeburt, zwei verstorbenen Säuglingen und einem toten Kleinkind. Davor war sie herzlicher, sanfter und freundlicher gewesen. Aber es ist unmöglich, diese Art von Hölle zu durchleben und unberührt davonzukommen. Sie konnte nichts dafür, aber sie hasste das Kind die meiste Zeit. Das Mädchen hasste sie wohl ebenfalls, denn ihre Mutter ließ sie ständig leiden und warten, auch wenn sie so heulte, wie sie es oft tat – ohne Grund, untröstlich und scheinbar endlos. Um nicht den Verstand zu verlieren und ehrlicherweise auch um das Kind zu schützen, zog sich Ikenna zurück und sparte all ihre Zärtlichkeit für ihren Mann auf. Für Kambirinachi blieb lediglich kaum verhohlene Gleichgültigkeit.

Kambirinachi war schwer zu fassen. Auch wenn sie direkt vor dir saß, war ihre Abwesenheit spürbar. Mit elf Jahren war sie in Gedanken immer woanders.

»Na, wo ist Kambirinachi heute?«, zog ihr Vater sie häufig auf, kindlich, mit einem breiten Grinsen in seinem bärtigen Gesicht, das seine schiefen, vom Tabak verfärbten Zähne offenbarte.

Kambirinachi wählte dieses Lächeln als Anker für die Momente,

in denen die Lieder sie am hartnäckigsten nach Hause riefen. Eine Tür nach Hause war das unfertige Bohrloch im Garten, das mit dünnen, morschen Holzbrettern zugedeckt war, die aber einen Spalt ließen, breit genug, um ihren kleinen Körper verschlucken zu können. Das Wasser war gerade tief genug, dass sie ertrinken würde. In Wirklichkeit war alles, was sie umbringen könnte, eine Tür. Die Lieder und die Stimmen ihrer Brüderschwestern riefen laut-laut nach ihr. Es schockierte sie, dass niemand sonst sie hörte. Sie machten sie anfällig für Unfälle. Das arme Ding stolperte über Steine, die es gar nicht gab, und ihre vielen Knochenbrüche schienen unerklärlich. Sie ging kräftig und gesund schlafen, wachte aber mit sengendem Fieber wieder auf. Also lernte sie, an das Lächeln ihres Vaters zu denken und still zu sitzen, bis die Stimmen leiser wurden und sie sich wieder dem Abenteuer des jeweiligen Tages widmen konnte.

Gedanken an die Zukunft drehten den Wasserhahn für die Stimmen der Brüderschwestern auf, die dann unter Hochdruck herausströmten. Also lernte sie auch, nicht zu sehr vorauszuschauen. Sie überlegte, was schön daran war, einen lebendigen Körper zu haben: der Geruch von Staub, der nach einem heftigen Regenguss vom Boden aufstieg, der zuckrige Kokosgeschmack von baba dudu. Sie überlegte auch, was nicht schön daran war: die wutharte Stimme ihrer Mutter – und sie war häufig wütend, die Inbrunst in der Stimme des Pastors, wenn er sich sonntags lauthals über das höllische Feuer, den feurigen Heiligen Geist und Gott, der seine Feinde zerstreut, ausließ – und das tat er oft. Sie dachte rückwärts, an das Dazwischen vor ihrer Geburt und nachdem sie ihren Körper ausgehöhlt zurückgelassen hatte – ihr Zuhause. Im Dazwischen konnte sie das sein, was sie am meisten liebte. Sie begleitete dann die Sonnenstrahlen und sang schrill-schrille Töne, heiter und fröhlich.

Sie kannte die Grenzen des Lebens-Körpers, was eine tiefe Traurigkeit in ihr hervorrief, eine Art mitleidiges Bedauern.

Lebendig sein hatte seine guten Seiten, musste sie sich erinnern, zum Beispiel den Geschmack von Guaven. Der Gedanke machte sie so glücklich, dass sie vergnügt lachte. Sie aß sie so:

Sie nahm das schärfste Messer aus der Küche und versteckte es, wenn ihre Mutter in der Nähe war – die Frau konnte schreien, eh! Sie hielt das Messer so weit von ihrem Körper weg, wie es ihre dünnen Arme erlaubten, weil ihr sofort Bilder ihrer durchgeschnittenen, blutenden Kehle durch den Kopf schossen, sobald sie ein Messer sah (Messer konnten auch Türen sein). Dann entfernte sie die unebene smaragdgrüne Schale und versuchte dabei nur einen einzigen, langen Kringel zu produzieren, was ihr aber fast nie gelang. Sie nahm ein paar vorsichtige Bissen des weichen pinken Fruchtfleischs – oberflächlich, um die kleinen Kerne nicht zu berühren – bis nur noch eine knubbelige, schleimige Kugel übrig blieb, die sie sich ganz in den Mund schieben konnte, um dann einen sauber gelutschten Kern nach dem anderen auszuspucken.

Kambirinachi wusste nichts über irgendeine Zukunft – wie könnte sie?

Auch wenn sie angestrengt versuchte, die Stimmen hinter sich zu lassen, konnte sie sich keine Zukunft vorstellen, in der sie Abeokuta verlassen und bildende Kunst an der Universität in Ife studieren würde, in der sie eine Person treffen würde, die mit ihr zusammen sein wollte, oder in der sie Mutter würde.

Aber bevor all das passierte, wie hätte sie wissen können, dass sie an jenem Tag, an dem sie in dem klapprigen Peugeot 504 Pick-up ihres Vaters saß, in ein Internat nach Lagos gebracht wurde? Queen's College in Yaba. Sie würde ein QC-Mädchen werden. Sie durfte es nicht wagen, so weit vorauszuschauen.

Du wirst ihre Verwirrung also verstehen, als sie an diesem glühend heißen Tag benommen in dem Pick-up saß, in dem die Klimaanlage seit seinem Kauf noch nie funktioniert hatte. Ihre Mutter

saß in einem verwaschenen adire iro und buba hinter dem Lenkrad und redete-redete.

»Kambirinachi, du musst dich benehmen o! Aber mach dir keine Sorgen, es ist eine gute Schule. Sie ist weit weg, aber nicht zu weit. Wir kommen dich alle zwei Wochen besuchen. Nicht weinen, biko, alles wird gut!«

Aber während ihre Mutter sprach, zerrte die emotionale Zerrissenheit an ihrer Stimme, obwohl sie versuchte, sie hinter einem Räuspern zu verstecken. Kambirinachi ließ ihren Tränen freien Lauf. Sie schaute zu ihrem Vater, der sich von außen gegen das staubige Autofenster lehnte, sein Gesicht nur ein paar Zentimeter von ihrem entfernt, sodass sie den Kautabak in seinem Atem riechen konnte.

»Kambi, mein Mädchen, du schaffst das, okay? Ebena akwa nwa m. Nicht weinen.« Er lächelte trotz seiner Traurigkeit.

»Bis bald, Papa.« In ihrer leisen Stimme bebte ein Fragezeichen. »In zwei Wochen?«

»In zwei Wochen, mein Schatz«, versicherte er. »Wenn wir nicht dieses blöde Auto mit nur zwei Sitzen hätten, würde ich jetzt mitkommen.«

Ihre Mutter startete den Motor, und Hitze stieg vom Boden des Pick-ups auf. Kambirinachi bewegte ihre Beine so, dass sie die Ghana-must-go-Tasche unter ihrem rostigen Sitz berührten. Ihr Vater hatte ihr Milchpulver, Milo-Kakao, Golden-Morn-Müsli und acht Guaven in einer schwarzen Plastiktüte in die Tasche gepackt. Sie beobachtete, wie er ihr winkte, als sie vom Hof fuhren, wie er immer kleiner wurde, je weiter sie sich entfernten, und weiter winkte. Sie winkte wie wild zurück und weinte leise.

Als sie ihn nicht mehr sehen konnte, als sie daran dachte, ihn in zwei Wochen wiederzusehen, als sie an die Zukunft dachte, begannen die Stimmen in ihrem Kopf wieder zu singen. Erst war es eine einzelne Stimme, schrill und vertraut. Dann eine weitere. Dann

kamen noch einige dazu, bis sie ein mehrstimmiges, wildes Getöse ergaben. Harte, unerbittliche Klänge.

*Du wirst ihn nicht wiedersehen, er wird sterben.*

Sie presste sich die Hände auf ihre unerklärlich heißen Ohren. Unter Tränen schrie sie: »Nein, bitte nicht!«

»Ewo, dieses Mädchen schon wieder. Alles wird gut!«, sagte ihre Mutter.

Ikenna wollte strenger sein, aber die zitternde Stimme des Mädchens ließ sie weicher werden. Sie fühlte etwas Warmes, Feuchtes auf ihren runden Wangen und stellte fest, dass sie ebenfalls weinte. Sie wischte die Tränen mit dem Handrücken weg und tat, als wäre es nur Schweiß.

## TAIYE

Als Taiye aufwachte, klebte warmes, dickflüssiges Blut an den Innenseiten ihrer dünnen Schenkel. Die Menstruationsflüssigkeit durchnässte ihre grüne Unterhose und hatte eine fleckige braune Karte auf den orangen Batikbetttüchern hinterlassen. Seit sie zurück nach Lagos gezogen war, dachte sie morgens beim Aufwachen meistens als erstes an ihre Bienen. Sie lebten in einem olivgrünen Bienenstock im Hof, geschützt vom löcherigen Schatten einiger Palmen. Die Bougainvilleas, die über den Zaun des Nachbarn zwischen den Palmen in ihren Garten hingen, ließen hin und wieder ihre pinken Blüten wie Segenswünsche auf den Bienenstock fallen. Schon als kleines Mädchen hatte Taiye Bienen haben wollen. Sie verwirklichte diesen Traum, sobald sich die Gelegenheit bot, und hielt nun an ihm fest. Diese Liebe zu Lebendigem bescherte ihr einige harte Lektionen.

Doch an diesem Morgen dachte sie an ihre Schwester, Kehinde.

Taiye streckte sich und atmete tief ein.

Mit der Ausatmung flüsterte sie: »Möge ich sicher sein«, und sie hoffte, dass ihre Worte auf offene Ohren stoßen würden. Kehinde und ihr Mann kamen nach Hause. Taiye hatte ihn noch nie getroffen. Sie hatte ihre Schwester schon lange nicht mehr gesehen.

»Möge ich in Frieden leben.«

Sie zog ihre feuchte Unterwäsche aus, nahm das verdreckte Laken vom Bett und warf beides im Badezimmer in eine Ecke. Mit einem nassen Waschlappen wusch sie das angetrocknete Blut von ihren Oberschenkeln und führte ihre Menstruationstasse ein, die

nach vielen Jahren Benutzung zwar leicht braun angelaufen war, aber immer noch zuverlässig das Blut auffing, das ihren Körper verließ.

Der plüschige smaragdgrüne Teppich im Flur dämpfte ihre Schritte, als sie zum Schlafzimmer ihrer Mutter lief. Die schwere Holztür knarzte beim Aufdrücken. Ein paar Lichtstrahlen, die sich ihren Weg durch die schmalen Schlitz zwischen den schweren roten Vorhängen ins sonst völlig dunkle Zimmer bahnten, fielen auf ihre Mutter. Kambirinachi war die Beule unter den weißen Bettlaken. Taiye lauschte kurz ihrem sanften Schnarchen und zog die Tür dann wieder hinter sich zu.

»Möge ich glücklich sein.«

Eine ruhige Stille umgab das Haus am frühen Morgen, ein Zauber, den der nächste Stromausfall brechen würde, wenn die Generatoren alle elektrischen Geräte mit Getöse wieder zum Leben erweckten. Taiye mochte die Stille. Sie fragte sich, ob und wie sehr sie sich mit Kehindes und Farouqs Ankunft verändern würde.

Als sie vor einem Jahr mit der Absicht zu bleiben, zurückgekehrt war, hatte sie das Haus in einer Art passiven Unordnung vorgefunden. Dicke Spinnennetze hingen schmutzig grau in jeder Ecke. Eine Staubschicht hatte sich breitgemacht, die alle Oberflächen bedeckte. Das Haus wirkte unbewohnt. Bei dem Anblick schoss wilde Wut durch Taiyes von der Reise erschöpften Körper, denn eigentlich hatte sie eine Haushaltshilfe engagiert, die für ihre Mutter kochen und putzen sollte. Als Taiye ihre Mutter dann sah, deren zarte Schlüsselbeine sich deutlich unter ihrer straffen Haut abzeichneten, deren Wangen eingefallen waren und deren Gesicht sich vor schiefer Freude aufhellte, als sie Taiye erkannte, unterdrückte sie das Keuchen, dass ihr in der Kehle saß. Taiye hatte ihre Mutter umarmt und war in die Küche marschiert, in der die füllige Haushälterin eine große Portion Hühnereintopf aß. Taiye sagte ihr: »Iss bitte auf. Ich zahle dir noch den nächsten Monat, aber du musst heute gehen.«

Danach, noch bevor sie ihre Koffer auspackte, hatte Taiye das egusi im Kühlschrank probiert, das völlig lieblos und fad schmeckte. Sie warf das Essen weg und kochte einen Tomateneintopf mit azu eke, geräucherter Makrele. Ihrer Mutter servierte sie das Gericht mit gekochter Jamswurzel. Kambirinachi aß alles auf und leckte danach den Teller ab.

Jetzt ging Taiye die Treppe hinunter und achtete darauf nicht auf Coca-Cola zu treten. Die uralte, launische schwarze Katze schlief am liebsten zusammengerollt in einer der Kurven der Wendeltreppe. Die Katze machte Platz und folgte Taiye dann in die Küche.

»Möge ich gesund sein.«

Auch wenn sie nur leise flüsterte, erfüllte Taiyes Stimme die Küche mit der hohen Decke. Sie ließ Leitungswasser in einen Kessel aus Edelstahl laufen, der vom Feuer schwarz geworden war, und stellte ihn auf den Gasherd. Dann setzte sie sich ans Fenster, erlaubte der Katze, sich auf ihrem Schoß zusammenzurollen, und wartete, bis das Wasser kochte.

Ein schriller Signalton ihres Telefons teilte ihr mit, dass eine E-Mail auf sie wartete. Taiye wusste, schon bevor sie sie gelesen hatte, dass sie nicht antworten würde.

Betreff: Es tut mir leid

Banke Martins <b.martins@sau.edu>

23.04.2017, 07:43

An <t.adejide@gmail.com>

Taiye, es ist lange her, aber telefonisch kann ich Dich nicht erreichen und Du antwortest nicht auf meine E-Mails. Das mit den Briefen tut mir wirklich leid. Können wir reden? Ich habe gehört, dass Du nach Hause reisen musstest. Irgendwas mit Deiner Mutter. Wie geht es ihr? Bitte melde Dich.

Banke

Taiye verdrehte die Augen und legte ihr Handy weg. Mit Banke hatte sie eine kurze Affäre gehabt. Ein Fehler. Aber sie war nicht mehr wütend. Es war ihr mittlerweile egal.

Um den unangenehmen Erinnerungen zu entkommen, entschied sich Taiye spontan, einen Kuchen für Kehindes Rückkehr zu backen. Außerdem würde sie Jollof-Reis mit geräuchertem Fisch zubereiten und Hühnchen in Curry mit weich gekochten Eiern.

»Ein Festessen«, rief Taiye und hob Coca-Colas weichen Körper von ihrem Schoß auf den kalten Fliesenboden.

Sie machte sich eine Tasse Lipton-Tee mit Kondensmilch und Honig – dem ersten von ihren eigenen Bienen. Dann fischte sie ein in Folie gewickeltes Stück Butter aus dem überfüllten Tiefkühlschrank und legte es vor das Fenster auf die Arbeitsplatte, damit es weich werden konnte. Dabei lauschte sie dem leisen Summen ihrer Bienen.

So backst du einen Schokoladenkuchen mit salzigem Karamell für deine Zwillingsschwester, die du seit ... Gott, viel zu langer Zeit ... nicht mehr gesehen hast, in der Hoffnung, dass ihr nicht über die Dinge reden werdet, über die ihr noch nie geredet habt, und stattdessen schweigend esst. Für den Teig brauchst du so viel Butter wie möglich, aber nicht zu viel, damit der Kuchen nicht zu mächtig und zu fettig wird. Für Taiye wäre das Ertrinken in einem Butterfass der schönste Tod, also verwendete sie für ihren Kuchen reichlich. Du brauchst außerdem ungefähr 500 Gramm Mehl und 100 Gramm ungesüßtes Kakaopulver – am besten fair trade, denn Kinderarbeit und Ausbeutung musst du für einen Schokoladenkuchen wirklich nicht in Kauf nehmen. Du brauchst außerdem noch einen Teelöffel Backpulver, halb so viel Natron, eine Prise Salz und drei große Eier. Du könntest 200 Gramm Zucker verwenden, aber Taiye entschied sich stattdessen für Honig. Zuletzt fehlt nur noch ein bisschen Vanille-Extrakt.

Anstelle einer Buttercreme plante Taiye, eine Honig-Karamellmasse zuzubereiten und auf die Kuchenböden zu streichen.

Taiye zündete den Gasofen an und stellte ihn auf 160 Grad. Es dauerte einige Minuten, aber dann schreckte der strenge Geruch von verbranntem Fisch sie auf. Ähnlich wie ihre Mutter verfiel Taiye immer wieder in Tagträume, und sie hatte das mit Zeitungspapier ausgelegte Backblech mit den geräucherten Makrelen vom Vorabend im Ofen vergessen. In ihrer Eile verbrannte sie sich beim Rausholen die Finger an dem Blech, das mit lautem Getöse auf den Fliesen landete. Coca-Cola sprang erschrocken auf und flitzte wie ein schwarzer Blitz aus der Küche. Taiye ließ kaltes Wasser über ihre Verbrennungen laufen. Es war nicht so schlimm. Grinsend erinnerte sie sich an eine frühere Liebhaberin, die sie gluckenhaft behandelt hatte, als könnte sie jederzeit zerbrechen. Die Frau war so ängstlich, dass sie jeden kleinen Schnitt und jeden blauen Fleck wie eine tödliche Krankheit behandelte.

»Ich glaube, ich werd's überleben«, zog Taiye sie dann auf. »Dieses eine Mal werde ich es irgendwie schaffen.«

Taiye hob das heiße Blech vom Boden auf – ihre Hände hatte sie diesmal mit einem löchrigen Trockentuch geschützt – und stellte es auf die Arbeitsplatte. Danach wickelte sie die getrockneten Fischstücke in alte Zeitungen von dem turmhohen Stapel auf dem Boden neben dem Kühlschrank und packte sie in einem fest verknöteten Plastikbeutel in die Tiefkühltruhe. Sie wusch den Fischgeruch von den Händen und begann, Butter, Eier, Honig und Vanille-Extrakt in einer großen roten Keramikschüssel zu verrühren. Als die Katze zurück in die Küche geschlichen kam, durfte sie etwas von der süßen Mixtur von ihren Fingern lecken. Taiye gab dann die trockenen Zutaten ebenfalls in die Schüssel und teilte den Teig auf drei Springformen auf. Der Geruch von verbranntem Fisch schlug ihr entgegen, als sie die Ofentür öffnete. Es könnte sein, dass der Kuchen einen leichten Fischgeschmack bekommen würde. Fischkuchen.

Für die Karamellmasse goss Taiye goldenen Honig, Maissirup und Wasser in eine Pfanne und erhitzte sie. Flink teilte sie ihre

Aufmerksamkeit zwischen der Pfanne, in der das Karamell braun wurde, und einem selbst gemachten Doppelkessel aus einem Edelstahltopf und einer orangen Keramikschale, in der Milchsokolade im Wasserbad schmolz. Die Schale passte gerade eben in den mit Wasser gefüllten Topf, und wenn Taiye sie bewegte, schossen kleine Fontänen aus ihm hervor. Sie musste aufpassen, sich nicht noch mehr zu verbrennen. Sie ließ das Karamell einkochen, bis es eine dunkelbraune Farbe annahm und an baba dudu erinnerte – karamellisierten Zucker mit Kokosmilch, die Süßigkeit, mit der ihre Babysitterin, Bisi, sie früher, als sie klein waren, für gutes Benehmen belohnt hatte. Taiye rührte etwas Kondensmilch in das Karamell bis sich eine seidige, zähe Masse bildete, in die sie dann die glänzende flüssige Schokolade goss. Dann platzierte sie die Schale sicher im engen Kühlschrank zum Abkühlen.

Während die Tortenböden im Ofen buken, wollte Taiye ein Bad nehmen. Auf dem Weg schlich sie noch einmal an Kambirinachis Schlafzimmer vorbei, um nach ihr zu schauen. Ihre Mutter schlief nach wie vor.

»Bist du heute mein Schatten?«, fragte sie Coca-Cola, die ihr an den Fersen klebte.

Sie zog sich aus, die Katze machte es sich auf ihren Kleidern gemütlich und blinzelte ihr gelangweilt zu. Taiye drehte das heiße Wasser auf, aber es tropfte nur kalt aus dem Hahn. Sie wartete einen Moment, bis es lauwarm wurde – wärmer würde es heute nicht werden. Die lila Plastikwanne füllte sich langsam, und sie setzte sich hinein – Hintern zuerst – und ließ die Beine über die Seiten baumeln. Sie spritzte die Katze nass, die zusammenzuckte und die Augen weit aufriß, bevor sie vorwurfsvoll miaute. Mit einer kleinen blauen Plastikschüssel goss Taiye das lauwarme Wasser aus der Wanne über ihren Kopf. Dann erinnerte sie sich an die halbvollge Flasche Dettol, die neben einer schwarzen, selbst gemachten

Seife ihrer Mutter auf der Fensterbank stand. Sie erhob sich aus der Wanne, setzte sich auf den Rand mit dem Rücken zur Katze und schüttete zwei Deckel voll von der neongelben antiseptischen Flüssigkeit ins Wasser. Sie gab etwas von der schwarzen Seife in ihre Handfläche und rieb ihre Hände so lange aneinander, bis sich die körnige schwarze Flüssigkeit in einen glitschigen weißen Schaum verwandelt hatte. Immer noch auf dem Wannenrand sitzend, seifte sie sich ein. Ihre Hände wanderten ihre Arme hinauf zu den Schultern und blieben auf ihren kleinen Brüsten liegen. Ganz plötzlich spürte sie eine Welle der Lust in ihrem Unterleib.

Vielleicht ist dir in deinem Leben auch schon mal eine Energie begegnet, die deiner eigenen entsprach, die dich tief berührte. Vielleicht hat dich diese Begegnung so nachhaltig verändert, dass du, wenn du auf deinen Lebensweg zurückschaust, überrascht bist von der eindeutigen Markierung, die sie hinterlassen hat. Für Taiye war diese Energie eine Frau namens Salomé.

Es wurde seltener, je mehr Zeit verstrich, aber manchmal überkam Taiye immer noch ein unglaubliches Verlangen nach Salomé. Bei ihr zu sein, ihre Stimme zu hören, von ihr berührt zu werden. Taiye begann sich selbst zu streicheln, langsam und entschieden. Sie fuhr in sanften Kreisen um ihre dunklen Brustwarzen. Sie ließ die Hände über ihren Bauch gleiten, über ihre Hüften. Sie strich über die tätowierten Linien und Punkte über ihren linken Beckenknochen – die Sternkonstellationen der Geburtsmonate geliebter Menschen, wie geometrisch angeordnete Adern über ihren Hintern und ihre Seite ausgebreitet. Ihre Finger fanden den Weg zwischen ihre Beine, und sie dachte an Salomé. Salomé's Geruch, der dunkle Bronzeton ihrer Haut, ihre Wärme.

Coca-Cola miaute und Taiye hörte auf.

»Du hast recht«, sagte sie.

Sie sollte es lassen, es nützte nichts. Ihre Erinnerungen wurden überschattet. Vor ihrem inneren Auge tauchte ein Bild von Salomé's

verheultem Gesicht auf, mit geröteten Augen und laufender Nase, das sie zusammenzucken ließ.

Taiye griff nach ihrem blauen Netzschwamm, der an einem Haken neben dem Milchglasfenster hing, schrubhte schnell ihren Körper damit und spülte sich mit Wasser ab. Sie verließ das Badezimmer, aber ihr Verlangen blieb.

Als Taiye Öl in ihre Haut massiert und einen langärmrigen Leinenkaftan angezogen hatte, waren die Tortenböden fertig gebacken und ihre Mutter aufgewacht. Taiye fand Kambirinachi in der Küche. Sie saß an der Kücheninsel und lächelte ausdruckslos, während sie Milch in ihren weißen Becher mit heißer Schokolade rührte. Coca-Cola lag vor ihr auf dem Boden und versuchte ihre baumelnden Beine zu fangen.

»Guten Morgen, Mami.« Taiye lächelte und gab ihrer Mutter einen Kuss auf die warme Stirn.

»Guten Morgen, mein Schatz.« Kambirinachi blickte hoch zu ihrer Tochter und strahlte sie an, als sie den Kuss entgegennahm.

»Wie hast du geschlafen?«, fragte Taiye, während sie die Böden aus dem Ofen holte. Sie stellte einen nach dem anderen auf den Kühlschrank, der hoch genug war, dass die Katze nicht drankam.

»Traumlos« antwortete Kambirinachi. »Und du, mein Schatz?«

»Unruhig.«

»Oje, was war denn los?«

Taiye zuckte mit den Schultern und lächelte. »Ich mache eine dreistöckige Torte.« Begeistert zog sie die Augenbrauen hoch. »Schoko-Karamell.«

»Lecker!« Kambirinachi klatschte und juchzte. »Das wird ein Fest!«

Zum Frühstück briet Taiye ihnen ein paar Kochbananen an und machte Rührei mit Zwiebeln, Tomaten und Paprika. Sie aßen auf einem blau gestreiften aso oke auf dem Wohnzimmerteppich.

»Um wie viel Uhr landet deine Schwester?«, fragte Kambirinachi mit vollem Mund.

»Um zwölf.«

»Oh-oh, du bist knapp dran, oder?«

»Es ist erst kurz nach acht«, sagte Taiye. »Ich mache den Kuchen fertig und fahre dann los.«

»Fährst du selbst?«

»Nein, ich habe gestern einen Fahrer gebucht. Er holt mich ab.«

»Okay.« Kambirinachi lächelte breit. »Dann lernen wir endlich deinen Schwager kennen.«

»Ja, wird ja auch Zeit.«

»Was denkst du?«

»Nichts.« Taiye schüttelte den Kopf. »Ich koche Jollof-Reis.« Ihr war klar, dass ihre Mutter wusste, dass sie nicht ganz ehrlich war.

Der Deckenventilator surrte laut und zog so träge seine Kreise, als würde er gegen die niedrige Stromzufuhr protestieren wollen und die schwere Luft deshalb nur halbherzig hin und her bewegen. Taiye überlegte, den Pförtner zu bitten, später den Generator anzustellen, damit sie nach Kehindes und Farouqs Ankunft die Klimaanlage benutzen konnten.

Taiye holte die abgekühlten Tortenböden vom Kühlschrank herunter und stellte sie auf die Arbeitsplatte vor das Fenster zum Garten. Sie hatte das verwachsene Durcheinander mühevoll beseitigt. Viele, viele Stunden hatte sie auf den Knien in der kräftigen, unerbittlichen Sonne verbracht, und ihre Anspannung war in Form von großen Schweißperlen aus ihren Poren geflossen, während sie das Unkraut aus der harten, lehmigen Erde zog. Sie wollte einen fruchtbaren Garten mit Tomaten, Basilikum und Spinat, aber sie würde besseren Boden brauchen.

Dann hatte sie den Kasten für eine Langstroth-Beute – einen vertikalen Bienenstock – gebaut, mit dem Restholz von ausrangier-

ten Möbelstücken und einer Anleitung von der erstbesten Seite aus dem Internet. Die Idee, Bienen zu halten und zur Belohnung ihren rohen Honig zu bekommen, erfüllte sie mit einem zarten Optimismus, einer vorsichtigen, schimmernden Vorstufe reiner Freude. Sie hatte sich kopfüber in die Bienenhaltung hineingestürzt, und nach nur acht Monaten und vielen Missgeschicken hatte sie nun ein einigermaßen gesundes Volk. Der Garten war dafür immer noch recht kahl, bis auf ein paar Büschel trockenes Gras und Ranken der Dreimasterblumen, die aus ihren Töpfen herauswanderten und in die Beete einfielen.

Taiye holte die Schokoladen-Karamellmasse aus dem Kühlschrank und schlug sie mit einem Schneebesen auf, bis sich Schweiß auf ihrer Stirn bildete, der langsam ihr Gesicht hinunterlief und sie sanft kitzelte. Die Konsistenz musste so steif werden, dass sie die Masse über die Tortenböden streichen konnte, ohne dass sie an den Seiten herunterlief. Taiye bestrich die drei Böden mit einem großen Buttermesser und setzte die Schichten dann aufeinander. Kuchenboden, Karamell, eine Prise Salz. Kuchenboden, Karamell, eine Prise Salz. Kuchenboden, Karamell, eine Prise Salz. Die restliche Masse verstrich sie an der Seite des Kuchens und dann leckte sie noch die Schüssel aus, bevor sie sich auf den Weg zum Flughafen machte.

## KEHINDE

Erschöpfung sollte eigentlich Ruhe hervorrufen, Mattheit und den stillen Wunsch nach einem Bett – im besten Fall sollte ich einfach abschalten können. Doch stattdessen wühlt die Erschöpfung mich innerlich unangenehm auf. Ich weiß, ich weiß, was an mir zerrt, ist mehr als Müdigkeit.

Der Flug von Montreal nach Lagos fühlte sich an wie eine Ewigkeit. Die neuneinhalb Stunden Aufenthalt am Frankfurter Flughafen hatten die Reise zusätzlich in die Länge gezogen. Jetzt rieche ich nach vergammelten Zwiebeln oder faulen Eiern. Jedenfalls nach Verwesung. Das heftige Pochen in meinen Schläfen lässt nicht nach, obwohl ich bereits eine Handvoll Ibuprofen geschluckt habe. Ich bin nicht bereit für das, was kommt, nicht bereit, meine Schwester zu sehen, und eigentlich genauso wenig bereit, meine Mutter zu treffen. Viel zu lange haben wir über bestimmte Dinge nicht gesprochen, Taiye und ich und Mami. Wir bissen uns auf die Zunge, als würde unser Schweigen uns schützen, als könnte es die Zeit anhalten, damit nichts anderes von uns verlangt würde, als lediglich zu sein. Zusammen zu sein. Ehrlicher Weise war ich diejenige, die sich auf die Zunge biss. Taiye gab sich Mühe, war geduldig wie immer. Aber sogar sie hörte eines Tages damit auf. Als sich unsere Wege trennten, kamen die Anrufe irgendwann nicht mehr täglich, sondern nur noch zweimal die Woche, dann einmal die Woche, dann einmal im Monat. Später ersetzte sie die Anrufe durch monatliche E-Mails, dann durch sporadische Briefe, bis völlige Stille eintrat. Ich mache ihr keinen Vorwurf. Ich habe selten geantwortet und nie ehrlich, und sie wusste es.

Wir haben so lange kein vernünftiges Gespräch mehr miteinander geführt. Mist.

Und da ist die Box mit den Briefen.

Es ist mittlerweile fast ein Jahr her, dass Taiye mir einen orangenen Schuhkarton mit ungefähr neunzig Briefen geschickt hat. Einige von ihnen sind ganze elf Jahre alt. Manche stecken in verschlossenen Briefumschlägen, andere sind auf die Rückseiten von Kassensbons und Flyern gekritzelt, und wieder andere sind zusammengefaltete Zettel. Sie sind alle handgeschrieben. Ihre Schrift sieht aus wie immer: geschwungene Linien und runde Buchstaben. Ich lese sie langsam, einen alle paar Wochen. Ich bin noch nicht sehr weit gekommen und habe immer noch etwas Angst, tiefer einzutauchen.

Das Flugzeug landet um zwölf Uhr mittags in Lagos, und Taiye hatte gesagt, sie würde uns abholen. Nach dem schleppenden Warten auf das Gepäck und dem noch schleppenderen Gang durch den Zoll entdecke ich sie inmitten der Menge verschwitzter, erwartungsvoller Gesichter im Ankunftsbereich. Ihr Gesicht sieht aus wie meins, aber ihres ist schmaler und schaut unter hüftlangen dünnen Braids hervor. Ihre Haut ist dunkler als in meiner Erinnerung, umbrafarben, verschwitzt und ölig glänzend. Ich winke wild, damit sie uns sieht, und ihr Mund weitet sich zu einem Lächeln, was mein schnell schlagendes Herz ein kleines bisschen beruhigt. Wir stolpern vorwärts und umarmen uns. Mit ihren dünnen Armen presst sie mich an sich. Ihr schlanker Körper schmiegt sich weich und warm an meinen, und sie riecht nach Kakaobutter, genauso wie in meiner Erinnerung. Sie löst sich aus der Umarmung, gerade als die unterdrückten Emotionen in meiner Brust aufwallen wollen, und ich huste, um meine Fassung wiederzugewinnen.

»Sieh dich an!«, sagt Taiye und tritt einen Schritt zurück. »Du bist da!«

Ich bin da.

»Farouq auch.« Ich ziehe an seinem Arm. »Farouq ist auch da.«

»Das habe ich mir gedacht.« Sie lächelt. »Es gibt dich also wirklich«, sagt Taiye und umarmt ihn auch.

Der dunkle Schweißfleck auf dem Rücken von Farouqs grauem T-Shirt wächst. Die Hitze ist erdrückend.

»Schön, dich endlich kennenzulernen«, fügt Taiye hinzu und schaut ihn ernst und direkt an. Ich kann Farouqs Unsicherheit spüren, aber sie meint, was sie sagt. Sie ist so eindringlich und ehrlich wie immer.

»Gleichfalls«, antwortet Farouq und schaut sie mit einer Art zurückhaltender Ehrfurcht an.

Taiye und ich sehen identisch aus. Fast. Sie war immer schon dünner als ich, obwohl sie als Kind nicht aufhören konnte zu essen. Sie aß alles. Ununterbrochen. Und sie hat diese Art, mit der sie Menschen in ihren Bann zieht, die ich nicht verstehe. Unsere Mutter ist genauso. Ich bin nicht (mehr) eifersüchtig, und ich mache mir auch keine Sorgen – aber nur, weil ich Taiyes Vorlieben kenne. Ich möchte mich nicht bedroht fühlen, weil ich Farouq vertraue. Ich vertraue ihm wirklich, aber er ist auch nur ein Mann.

Wir gehen nach draußen, und der Himmel ist unerbittlich, die Sonne strahlt grausam auf uns nieder. Gott, ich brauche eiskaltes Wasser. Ich sehe, wie schwer es Farouq fällt, in dieser feuchten Hitze zu atmen. Auf seinem Gesicht bildet sich sofort ein Schweißfilm, und die Tropfen rollen in seinen Bart – in den letzten Wochen hat er darauf beharrt, sich nicht zu rasieren. Ich beobachte, wie er die Hilfe des Fahrers ablehnt und die Koffer selbst in den Kofferraum des silbernen Toyota Camry hievt. Es ist surreal und ungewohnt, ihn hier zu sehen, neben Taiye. Wer ist dieser Mann? Eine Person of Color in Kanada, ein Oyimbo in Lagos. Was macht er hier? Mit mir? Ich kann mein Glück kaum fassen und möchte es nicht trüben.

Farouq. Er sagt, er liebt mich. Er hat mich geheiratet. Er reist mit mir nach Lagos. Und es macht mir Angst. Als er mich zum ersten Mal berührte, war es harmlos. Seine Hand streifte meine nackte

Schulter, als er sich streckte, um eine Waffel mit salzigem Karamelleis in einer Eisdiele entgegenzunehmen. Es war ein heißer Tag, unser erstes Date. Seine Hand streifte meine Schulter, und sofort flammte Hitze in mir auf. In meinem Bauch drehte sich alles. Ich fasste nach dem Saum seines T-Shirts, damit er nah bei mir blieb, und konnte nur noch *Küss mich, küss mich* denken. Wie er mich anschaute! Aber er küsste mich da noch nicht.

Bei unserem zweiten Date witzelte ich trocken, dass seine Gottlosigkeit ihn ins Verderben treiben würde, und er antwortete: »Ich fürchte Gott. Ich kann mir nur nicht vorstellen, dass mich eine Religion vor ihrem Zorn schützen würde.« Er beschrieb sich als »Agnostiker, offen für Spiritualität«. In diesem Moment überfiel mich die katholische Indoktrinierung meiner Kindheit und Jugend. Ich musste mich bremsen, um nicht »Feuersee!« zu schreien.

Vielleicht sind die Sonnenstrahlen Gottes Zorn. Ich bin dankbar, dass das Auto eine Klimaanlage hat. Außerdem bin ich erleichtert, noch nicht allein mit Taiye sein zu müssen.

»Mir gefallen deine Haare«, sagt sie. »Steht dir gut.«

Unwillkürlich berühre ich meine Haare. Sie sind das Einzige an mir, an dem ich nichts aussetzen habe. Die Haare sind hellbraun gefärbt, fast orange, und ich trage sie in lockeren Twists, die mein Gesicht rahmen und bis zu meinen Schultern reichen.

»Danke.« Ich lächle.

»Wie war der Flug?«, fragt sie und schaut zu Farouq, der bisher aus dem Fenster gestarrt hat, um sich einen Reim auf Lagos, dieses gierige Biest, zu machen.

»Der Flug war gut, danke«, sagt er und schiebt das runde Drahtgestell seiner Brille etwas hoch, um seine vor Erschöpfung geröteten Augen zu reiben. »Wir hatten einen ziemlich langen Aufenthalt in Frankfurt, aber außer meiner Reisebegleitung war alles ganz okay.« Er deutet mit dem Kopf in meine Richtung, und ich gebe ihm einen Klaps auf den Arm.

»Er fand das Personal auf dem Flug nach Lagos sicher total unfreundlich.« Taiye macht große Augen und zieht die Brauen hoch. »Oder? Stimmt doch?«

Ihre Stimme ist meine Stimme, rau und lieblich zugleich. Aber ihre Stimme hat eine süßere Melodie, und wenn sie mit Farouq spricht, artikuliert sie jedes Wort einzeln wie unsere Verwandten in London.

Sie reden darüber, wie schlecht Nigerianer\*innen auf internationalen Flügen behandelt werden, und ich schließe meine Augen und lasse mich tiefer in den kühlen Ledersitz sinken.

Wir sind mittlerweile über die Third Mainland Bridge nach Lagos Island gefahren. Das Viertel, in das das Auto uns bringt, ist mir vertraut. Die Zäune sind so hoch wie eh und je und werden von messerscharfen Stacheldrahtrollen oder gespannten Stromkabeln gekrönt. Es fällt auf, dass sich hier kaum Straßenverkäufer finden lassen, keine dünnen Kinder, die ordentliche Pyramiden aus Snacks wie guguru, epa, Agege-Brot oder faustgroßen Puff-Puffs auf ihren Köpfen balancieren. Auf dem Festland hatten sie sich noch um das Auto gedrängelt, wenn es kurz im Verkehr stecken geblieben war. Ihre verschwitzten, gebräunten Gesichter, die den ganzen Tag der Sonne ausgesetzt sind, und ihre dreckige Kleidung beschämten mich. Mein Leben ist trotz allem einfach gewesen. In Lagos kann sich niemand davor schützen, die eigenen Privilegien oder die eigene Benachteiligung vor Augen geführt zu bekommen. Es ist sichtbar, jeden Tag, überall. Kultur ist eine Art der Lebensführung. Das habe ich in der vierten Klasse im Sozialkundeunterricht gelernt, als Taiye und ich nebeneinandersaßen und schrien und um uns schlugen, sobald eine Lehrperson versuchte, uns zu trennen. Was ist unsere Kultur? Ich fühle mich so fremd. So losgelöst. Allein in meinem Kopf. Allein auf eine Weise, die sich von Farouqs unterscheidet. Ich glaube, ich versuche zu sagen, dass ich mich dafür

schäme, wie betroffen es mich macht, Kinder zu sehen, die am Straßenrand Snacks verkaufen. Es ist mir peinlich, dass ich privilegiert genug bin, so etwas vergessen zu können.

Wir fahren auf unser Grundstück mit der turmhohen Mauer, genauso hoch wie die von allen anderen. Naiverweise bin ich überrascht, dass ich den Pförtner, der die schweren Metalltore für uns öffnet, nicht kenne.

»Wo ist Mr Suleiman?«, frage ich Taiye.

»Er ist vor einer Weile verschwunden.« Sie zuckt mit den Schultern. »Ich weiß nicht, wohin. Der neue Pförtner heißt Hassan.«

Das Haus hat drei Etagen. Vor dem größten Schlafzimmer in der ersten Etage befindet sich ein breiter Balkon, wie die gerade Linie eines verächtlichen Mundes, oben drüber in der dritten Etage bilden die zwei kleineren Balkone die hervorstehenden, viereckigen Augen. Das Haus überschattet einen kleineren Bungalow, der als Lagerraum und Sicherheitsposten dient. Um das Haus herum stehen unzählige wehende Palmen. Hinter dem Haus finden sich Mango- und Papayabäume und einige Bananen. Das Haus und das Grundstück sind riesig. Ich hatte erwartet, dass bei meiner Rückkehr als Erwachsene alles kleiner und weniger märchenhaft auf mich wirken würde. Aber mein pochendes Herz bestätigt mir, dass ich falschliege.

Unsere Mutter wartet mit gefalteten Händen vor der Eingangstür und wirkt in dem übergroßen Türrahmen, der fast die gesamte Front des Erdgeschosses einnimmt, seltsam klein. Sie strahlt, und sie ist runder, als ich sie je gesehen habe. Runde Wangen. Runder Bauch. Sie wirkt heiter und es scheint ihr gut zu gehen. Sie trägt einen schulterfreien adire bubu mit einem weiten Ausschnitt.

Wir liegen uns in den Armen, noch bevor ich entscheiden kann, wie ich mich fühle. Wir halten uns ganz fest, und ich merke es erst gar nicht, aber meine Tränen tropfen in ihren warmen, parfümierten Nacken.

»Was ist denn mit deinen Haaren passiert?«, fragt sie und tritt einen Schritt zurück.

Ich lache und stelle ihr meinen Mann vor: »Das ist Farouq.«

»Aha, wegen ihm bist du also nicht früher nach Hause gekommen abi?«

Er gibt ihr einen Kuss auf jede Wange, und sie hält sein Gesicht mit ihren kleinen Händen fest.

»Ich hoffe, die Hitze bringt dich nicht um mit diesem Busch im Gesicht«, sagt sie zu ihm, und mich zieht sie auf: »Er sieht gut aus, obwohl er ein Oyimbo ist.«

Farouq lacht und erwidert: »Es ist schön, dich endlich kennenzulernen, Ma.«

»Oya, ihr, ihr ... Kommt rein und macht es euch bequem. Deine Schwester und ich kümmern uns um das Essen.«

Ich bin erleichtert, dass sie klar wirkt, und entscheide mich dazu, mich nicht von dem verzweifelten Flimmern in ihren Augen verunsichern zu lassen. Es ist unauffällig, aber ich kenne es gut.